

Andrea Stefanoni **Die erinnerte Insel**

Roman



**LESEPROBE**

SEPTIME

Originaltitel: La abuela civil española © Andrea Stefanoni, 2014

*(Nach Vereinbarung mit Literarische Agentur Mertin  
Inh. Nicole Witt e.K., Frankfurt am Main, Deutschland)*

All rights reserved

*Dieses Werk wurde im Rahmen des »Sur«-Programms des Außenministeriums der Republik Argentinien zur Förderung von Übersetzungen verlegt.*

*Obra editada en el marco del Programa »Sur« de Apoyo a las Traducciones del Ministerio de Relaciones Exteriores y Culto de la República Argentina.*



© der deutschen Ausgabe: 2016, Septime Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten

Seite 102, Ausschnitt aus: Juan Telleria, Hymne der spanischen Falange  
»Das Gesicht zur Sonne« (»Cara al sol con la camisa«)  
Deutsch von W. A. Jaenecke, 1940

Lektorat und Satz: Christie Jagenteufel  
Umschlag: Jürgen Schütz  
Umschlagfoto: *Cabo de Hornos* – Zur Verfügung gestellt von Seix Barral  
Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH  
Printed in Austria

**ISBN: 978-3-902711-51-9**

Auch als E-Book erhältlich: ISBN: 978-3-903061-24-8

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**

[www.facebook.com/septimeverlag](https://www.facebook.com/septimeverlag) | [www.twitter.com/septimeverlag](https://www.twitter.com/septimeverlag)

Andrea Stefanoni

# **Die erinnerte Insel**

Roman

*Aus dem argentinischen Spanisch von Birgit Weilguny*





*meinen Großeltern*



*You are back at the point where you discovered that you were lost.*

The Journals of John Cheever



# Erster Teil



Ich sitze beim Mittagessen. An einem Septembertag. Ich glaube, ich mache Pläne. Überlege mir kauend die nächsten Schritte. Manche Pläne werden durch das Besteckklappern um mich herum empfindlich gestört. Und manche nicht. Gewisse Pläne können sich auch im größten Lärm behaupten.

Die Arbeit in der Buchhandlung lässt mir Zeit, in Ruhe zu essen. Zu kauen und zu überlegen. Heute ist ein besonderer Tag. Ich kann den September genießen. Den Jänner planen. An vergangenen Juni denken. Aber mit der nötigen Distanz.

Das Handy klingelt. Mein Bruder ist dran. Er ruft sonst nie um diese Uhrzeit an. Ihm ist der Nachmittag lieber, mitten im Tagesgeschehen. Wenn er mehr zu erzählen hat.

»Sofía?«

»Was gibt's?«

Ich höre ihm zu. Er lebt nicht in Buenos Aires. Er lebt drei Stunden entfernt auf dem Land, in einem Dorf ohne asphaltierte Straßen. Weit weg.

Unsere Oma hatte einen Unfall, wie er sagt. Er rief sie an, nur so, da hat er es erfahren. Sie ist wohl hingefallen. Consuelo, meine Oma.

Ich frage gleich, ob sie geblutet hat. Er sagt ja. Er drückt es irgendwie anders aus, aber ich höre nur *Blut*. Von manchen Wörtern erholt man sich schwer. *Blut* zum Beispiel.

Ich lasse alles liegen und stehen, lasse meine Ideen, die sich am Tisch verwirrt ansehen, zurück und laufe los. Zum Taxi und so schnell es geht zu ihr.

Ich lasse mich da stehen und laufe los.

Auf das Blut zu. Auf meine Großmutter.

Consuelo war zwölf. Sie lebte in Boeza, einem kleinen Dorf in der Provinz León in Nordspanien. In den Bergen. Um nicht zu verhungern, gab es für die Leute hier den Fischfang, ein paar Stück Vieh, ihre Hühner und die Arbeit in der Mine – einen Beruf konnte man es nicht nennen. Die Kohle bestimmte alles. Und die Grube war für die meisten ihr Schicksal.

Es war mitten im Winter. Die Schneefälle hatten etwas nachgelassen. Consuelo war zwar noch ein Kind, aber sie arbeitete jeden Tag. Brach morgens auf, begleitet von ein paar Hundert Ziegen und Schafen und den Hunden, die ihr halfen, die Herde zusammenzuhalten. Zu Fuß. In die Berge. Ein Hund lief neben ihr her, jagte aber bald davon. Der Hund konnte schnell laufen. Sie hingegen plagte sich bei jedem Schritt. Der Boden war schlammig. An manchen Stellen lag noch Schnee.

Oben traf sie jeden Tag Saturnina und Antonio, zwei andere Kinder mit derselben Arbeit. Sie redeten darüber, welches Leben sie einmal haben wollten. Vielleicht ohne zu ahnen, dass ihr Leben das hier war. Sie plauderten gerne über die Schule, in die sie nur gingen, wenn es schüttete oder schneite. Wenn sie wegen des Schlechtwetters nicht arbeiten konnten.

Sie plauderten und taten, was Hirten in der freien Natur auf keinen Fall erlaubt ist: Sie ließen sich ablenken.

Plötzlich verschlug es ihnen die Sprache. Sie erstarrten. Ihr Blick war unverwandt auf die Wölfe gerichtet, die hintereinander geradewegs auf die Schafherde zutrotteten. Sie zählten sie: dreizehn Wölfe. Auch wenn sie wie angewurzelt

dastanden, zählen konnten sie noch. Sie rüttelten einander. Sie mussten etwas tun. Zu dritt liefen sie zu den Schafen, die über den ganzen Hügel verstreut grasten. Einmal hatte Consuelo gesehen, wie ein Wolf ein Schaf davongetragen hatte, um es in seinem Bau zu fressen. Sie zerfetzten die Schafe regelrecht. Bei dreizehn Wölfen konnten sie binnen Sekunden dreizehn Schafe verlieren.

Nach ein paar Minuten hatten sie die Herde mithilfe der Hunde zusammengetrieben. Dabei waren sie in Gefahr, selbst von den Wölfen angefallen zu werden. Die Angst vor den Wölfen, die Angst, Schafe zu verlieren, die Angst, es den Erwachsenen eingestehen zu müssen. Sie plagten sich Seite an Seite mit den Hunden. Versanken im Morast, im Schnee. Trotz der Kälte waren sie schweißgebadet. Da war die Angst. Das Adrenalin. Sie ließen nicht locker, bis sich die Hunde wieder beruhigten.

Die Wölfe waren verschwunden. Consuelo atmete auf. Sie hatte beim Laufen einen Schuh verloren. Im Schlamm. Sie machte nicht halt, um ihn zu suchen, auch wenn sich ihr nackter Fuß taub anfühlte. Dafür war keine Zeit. Jeder Schritt zurück wäre ein Schritt in Richtung der Wölfe. Sie wollte ins Tal, nach Hause. Wollte zwölf sein dürfen.

Rogelio war in Boeza geboren. Er hatte einen Bruder, Ángel, den alle Angelón nannten. Im Dorf gab es viele Ángels, und zu den meisten sagten die Leute Gelo, wie auch zu den meisten Rogelios. Rogelio aber war immer Rogelio gewesen.

Schon bevor sie in die Pubertät kamen, war unüberschaubar, wie verschieden die Brüder waren. Für Rogelio musste es immer Fortschritt geben; für Angelón eine Wiederaufwertung des Gewohnten. Ángel war der Fröhlichere von beiden und klopfte Rogelio oft und gern auf die Schulter. Aber er kam immer wieder auf die Unterschiede zwischen ihnen zu sprechen, als könnte er keinesfalls – weder heute noch morgen – akzeptieren, dass sein Bruder anders dachte.

Rogelio war gerade vom Militärdienst zurückgekehrt. Er ruhte sich zwei Tage aus. Schief und aß wie schon lange nicht mehr. Lag im Bett und grübelte, weil seine Vorgesetzten ihn beinahe erschossen hatten. Wenn ihn – erschöpft, wie er war – etwas wachhalten konnte, dann das. Wie es beim Militär zugeht. Man bekam es nicht bloß mit dem Feind zu tun, sondern mit seinen Vorgesetzten, oft schlimmer als der Feind, hinterhältig und gefährlich. Körperlich und geistig erschöpft, nickte er zwischendurch ein.

Boeza war ein verschlafenes Nest. Rogelios erster Streifzug führte ihn nach Ponferrada, in die nächstgelegene Ortschaft, wo es eine Bibliothek gab. Nach stundenlangem Stöbern ließ er sich einige Bücher aus. Sie hätten ihm die Bücher nicht geben müssen, aber sie taten es, weil sie ihn kannten. Und wussten, dass er einer der wenigen aus Boeza war, die für Bücher einen so weiten Weg auf sich nahmen.

Dass er vom Militärdienst zurück war, hatte auch einer erfahren, der ihm schneller wieder Beine machen sollte, als ihm lieb war. Rogelio las gerade bei Kerzenlicht in einem Lexikon, als ein Freund vorbeikam, Felipe Acuña.

»Ich hab heut Abend mit dem Pfarrer gesprochen.«

»...«

»Er sagt, der Krieg steht kurz bevor und wir müssen uns bereit machen.«

»...«

»Du bist der geeignete Mann, Rogelio, um für die Falange eine Einheit aufzustellen.«

»Ich? Aufseiten der Falange?«

»Du und kein anderer. Du bist einer der hellsten Köpfe, die ich kenne. Nicht nur intelligent, auch mutig genug.«

»Felipe, bist du verrückt geworden? Das hier ist ein Arbeiterdorf! Hier sind die Leute in der Mine und im Straßenbau beschäftigt, wo allein achthundert Männer arbeiten. Wenn die herausfinden, dass wir eine Falange-Einheit organisieren, stecken sie uns in einen Sack und werfen uns in den Fluss.«

Als Consuelo sieben war, sagte man ihr, dass ihre Mutter Elvira an einem Schreck gestorben sei. Im Dorf war jeder Infarkt ein Schreck. Jeder Krebs eine Verbitterung. Jede Syphilis eine Sünde.

Wenn Consuelo morgens aufstand, richtete ihr Vater Emiliano für sie das Frühstück mit dem, was eben da war. Wenn sie müde nach Hause kam, nachdem sie die Schafe zurückgebracht hatte, empfing ihr Vater sie liebevoll wie jemand, der genau versteht. Und kümmerte sich ums Abendessen. Und an anderen Abenden kochte sie für ihn.

Vor allem, wenn es heiß war, war es meist Emiliano, der erschöpft nach Hause kam. Dann konnte sie ihm seine Fürsorglichkeit vergelten.

Die Kohle zermürbte die Männer. In der Grube hatte Emiliano erfahren, dass er Vater geworden war. In der Grube hatten sie ihn laut gerufen, als es seiner Frau nicht gut ging. Und in der Grube begriff er auch, dass seine Mühe kaum etwas wert war. Zu dieser Zeit kochte Consuelo jeden Abend.

Eines Tages konnte Emiliano nicht mehr. Sie waren zwar glücklich, doch auf diese Art glücklich zu sein, war zu mühsam.

Also heiratete er wieder, eine Frau, von der Consuelo noch nie etwas gehört hatte und die nun bei ihnen lebte. Ihr Name war Esperanza, was so viel wie »Hoffnung« bedeutet.

Consuelo hatte nur ein einziges Mal Macht über Esperanza. Damals war sie gerade im Haus und schnitt Gemüse, als Emiliano neben seinem eigenen noch einen zweiten Schatten

mitbrachte. Er kam allein zur Tür herein und ließ die Frau mit schüchtern im Schoß gefalteten Händen draußen stehen. Als müsste sie warten, bis sie an der Reihe wäre.

Emiliano beugte sich zu Consuelo hinunter, um ihr in die Augen zu sehen.

»Consuelo ... Die Frau vor der Tür heißt Esperanza.«

»Esperanza?«

»Richtig. Sie wird ab heute bei uns leben.«

»Was, hier?«

»Ja. Du kannst sie Esperanza nennen, aber vor den anderen sagst du, sie ist meine Frau.«

»Deine Frau?«

»Ganz recht. Einverstanden?«

»Ja, Papa ...«

Da trat Esperanza durch die Tür. Es war ihr ja gestattet worden. An diesem Abend aßen sie gemeinsam. Sie stellten dafür den Stuhl an den Tisch, der noch von Consuelos Mutter hier war. Kauten schweigend. Wenn Consuelo Esperanza ins Gesicht sah, schlug diese beschämt die Augen nieder. Consuelo spürte in der Magengrube dieselbe Anspannung, dieselbe Wachsamkeit wie an dem Morgen mit den Wölfen. Sie tat die ganze Nacht kein Auge zu. Und spitzte die Ohren, weil sie die geflüsterten Worte aufschnappen wollte.

Am nächsten Morgen, völlig erschöpft vom Vortag, waren der Sommerregen und die Frische der Natur für Consuelo eine Erleichterung. Als sie erzählte, dass sie so etwas wie eine neue Mutter bekommen hatte, fragten ihre Gefährten aus der Gegend, die auch fast nie zur Schule gingen, woran ihre richtige Mutter denn gestorben sei.

»Meine Mutter ist an einem Schreck gestorben.«

»Niemand stirbt an einem Schreck, Consuelo!«

»Vielleicht war sie krank. Wenn es ihr nicht gut ging, hab ich ihr immer Wasser gebracht.«

»Sie ist sehr hübsch gewesen«, sagte Saturnina. Als sie das hörte, fürchtete Consuelo, gleich weinen zu müssen. Doch so war es nicht.

Natürlich war ihre Mutter hübsch gewesen.

An jenem Morgen waren keine Wölfe zu sehen. Aber später, am Nachmittag, schlich sich ein Wolfspaar heran. Diese Woche hüteten sie weniger Schafe. Es waren viele verkauft worden, um Schulden zu begleichen. Die Wölfe trotteten vorüber. An ihnen und den Schafen. Sie nahmen keine Witterung auf, schenkten den Schafen keine Beachtung, blickten aus der Ferne geradewegs in die ruhelosen, feuchten Augen Consuelos, die sich fragte, warum Trauer und Wut in ihr aufstiegen. Vielleicht, weil Esperanza da sein würde, wenn sie nach der Arbeit müde nach Hause kam. Esperanza, die weder ihre Mutter war noch hübsch. Die Wölfe schienen zu ahnen, dass Consuelo diesmal lieber bei ihnen bliebe.

Sie kam erst nach Einbruch der Nacht nach Hause, müde und erschöpft. Emiliano war arbeiten. Esperanza, die in der Küche stand, hielt inne, musterte Consuelo und zeigte wortlos auf den Tisch.

»Und?«, war alles, was Consuelo sagte.

Sie sahen sich in die Augen. Ein Kräftemessen. Esperanza schnaubte verächtlich. Die Augen zusammengekniffen. Die Brauen hochgezogen. Der Blick herrisch.

»Dort sind der Tisch und die Kartoffeln. Die schälen sich nicht von allein!«

»Wo ist mein Vater?«

»Jetzt habe ich hier das Sagen. Ich bestimme, was du zu tun hast!«

Esperanza trat ihr gegenüber, fasste sie beim Kinn und drückte es nach oben. Sie sagte:

»Dort ist der Tisch, dort ist der Stuhl, dort sind die Kartoffeln. Genug gefaulenzt!«

Consuelo setzte sich, barfuß, wie sie war. Sie schälte und schnitt die Kartoffeln, machte den Tisch sauber und dachte an die Wölfe.

Nach dem Aufstehen ging Rogelio gleich zu Felipe.

»Guten Morgen, Rogelio! Du bist ja früh unterwegs.«

Felipe rieb sich die Augen, sah Rogelio an und erkannte es gleich: Rogelio schwitzte. Und das bei dieser Kälte.

»Ich hab heut Nacht in meinen Kleidern geschlafen und lange über unser gestriges Gespräch nachgedacht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich hab mich entschieden: Ich rede mit dem Pfarrer und sage ihm, ich übernehme ... du weißt schon was.«

Drei Tage später kam es zu einem ersten Treffen. Rogelio forderte für den Anfang dreißig Pistolen, fünfundzwanzig Karabiner, fünfzig Sturmgewehre und reichlich Munition.

»Ausgezeichnet«, sagte der Pfarrer. »Nächste Woche wird man dir alles übergeben. Sonst noch etwas?«

»Nein, ich möchte Ihnen nur noch danken!«

Sie gingen. Der Pfarrer wirkte zufrieden.

Rogelio machte unterwegs ein ernstes Gesicht, Felipe hingegen überschlug sich fast vor Begeisterung. Er umarmte Rogelio. Und Rogelio Felipe. Nur dachten sie dabei überhaupt nicht an dasselbe.

Neun Tage später wurde Rogelio ins Pfarrhaus gerufen. Er ging mit Felipe dorthin, obwohl sie nur nach ihm verlangt hatten. Aber im Unterschied zu den anderen dachte Rogelio, dass ihm Felipe noch sehr nützlich sein konnte. Und Felipe freute sich nichts ahnend, dabei zu sein. Als sie ankamen, sah Rogelio ein nagelneues Auto vor der Eingangstür parken.

»Oho, was ist das denn? Wer kann das sein?«

»Bestimmt jemand Wichtiges ...«

Noch bevor sie anklopfen konnten, riss ein Unbekannter die Tür auf und führte sie ins Speisezimmer, in dem sich bereits zwei Männer, der Pfarrer und das Hausmädchen befanden.

»Darf ich vorstellen, meine Herren: Der berühmte Rogelio Molinero. Und dann haben wir hier noch Felipe Acuña«, sagte der Pfarrer und stand auf, um Rogelio und dessen Freund, dem er auch noch auf die Schulter klopfte, die Hand zu schütteln.

Ein Mann erhob sich ebenfalls und streckte die Hand aus.

»Mario Salgado, Provinzkommandant der Falange. Und das ist mein Sekretär.«

»Es ist mir immer eine Freude, Mitglieder der Falange kennenzulernen«, sagte Rogelio.

»Soso, Molinero, was wissen Sie denn über die Falange?«, fragte der Sekretär und musterte ihn von oben bis unten.

Zunächst konnte Rogelio seinen Tonfall nicht so recht einordnen. Er empfand ihn als beleidigend, doch in Anbetracht der üblichen Gepflogenheiten begriff er, dass er sich nur ein Bild von ihm und seinen Fähigkeiten machen wollte. Also antwortete er:

»Wenig. Ich bin kein großer Verfechter politischer Ideen, ich will nur meine Heimat gegen die Roten verteidigen, die auf dem Vormarsch sind. Und mir fehlt es weder an Mut noch am nötigen Willen.« Rogelio gab sich große Mühe, ehrlich zu klingen.

Dann spielte er den Misstrauischen und bat die beiden, nur um sie abzulenken, sich als Falangisten auszuweisen, bevor sie sich weiter unterhielten. Er entschuldigte sich umständlich, betonte aber, dass es angesichts der geplanten

Unternehmungen wichtig sei. Die Männer legten ihre Erkennungszeichen auf den Tisch.

»Und wenn Ihnen das zu wenig ist, hier sehen Sie die Pfeile der Falange!«

Rogelio sah das Pfeilbündel zum ersten Mal. Ihm lief es kalt über den Rücken, wovon er mit einem schiefen Lächeln abzulenken versuchte, indem er sagte:

»Dann ist der Fall ja erledigt, kommen wir also zur Sache. Ich habe Ihnen, Vater, bereits gesagt, was ich brauche.«

»Ausgezeichnet, Molinero. Sie werden im Auto nach León mitfahren.«

»Nein, Felipe soll statt mir fahren; ich muss mich hier um die Zusammenstellung der Leute kümmern.«

Felipe und die beiden Männer brachen noch am selben Abend auf. Rogelio grüßte sie freundlich, aber ernst, und drückte Felipe an seine Brust.

Er blieb im Dorf und wartete. Tage vergingen. Manchmal dachte er, die Sache sei schiefgegangen. Dass sie schon zu lange brauchten.

Selbstverständlich konnte er mit niemandem darüber reden. In seinem Inneren bekämpften sich widerstreitende Stimmen. Und wenn er schlief, tat er das mit einem offenen Auge.

Es war der achtzehnte Juli und in den umliegenden Dörfern feierte die Jugend bei Wein und Gesang die Heilige Maria von Igüeña. Plötzlich wich das allgemeine Plaudern einer bedeutungsschweren Stille: Ein Junge, den der Pfarrer geschickt hatte, fragte nach Rogelio.

Dieser wusste gleich, welche Nachricht er überbringen würde.

»Der Pfarrer wartet auf dich. Er hat die ... du weißt schon was.«

»Gut. Sollte ich sonst noch etwas wissen?«, fragte Rogelio.

Der Junge runzelte die Stirn, überlegte, sah sich um, betrachtete ein Mädchen mit einer Flasche in der Hand, nahm die Mütze ab und setzte sie wieder auf. Er wollte schon gehen, drehte sich aber noch einmal um und sagte:

»Ja, eines noch: Der Krieg ist ausgebrochen.«

Rogelio brach unverzüglich auf. Die anderen machten weiter mit dem Tanzen, mit dem Trinken. Niemand würde etwas bemerken. Er war einer von ihnen und wollte sie in Ruhe weiterfeiern lassen. Also sah er zu, dass er wegkam. Denn so würden Wein und Gesang seine auf groteske Weise endgültige Abwesenheit kaschieren.

Er machte sich auf den Weg. Mitten in der Nacht. In der Dunkelheit sprach er mit sich selbst. Die inneren Stimmen, die ihm halfen, sein Geheimnis zu hüten, waren außer sich. Gingen wieder und wieder den Plan durch. Mahnten ihn zur Vorsicht. Er möge seine Rolle weiterhin gut spielen. Bald würde er ja bei seinen Leuten sein, die bereits auf ihn warteten. Den Gruben- und Straßenarbeitern.

Keuchend näherte er sich dem Pfarrhaus. Er folgte den Reifenspuren eines Autos, das von dort weggefahren war. Alle Autos, die zum Pfarrhaus fuhren, vom Pfarrhaus kamen, waren in den Konflikt verwickelt. In die strategische Arbeit, die Organisation.

Rogelio sagte sich, dass er den Reifenspuren gerade deshalb in die Gegenrichtung folgte. Den entgegengesetzten Weg einschlug. Neben dem Haus stand wieder ein Auto, fast schon ein kleiner Lastwagen. Darauf lag, mit einer Plane bedeckt, alles bereit. Er fand es töricht, dass die Strategen das Fahrzeug komplett zugedeckt hatten. Das Heck hätte genügt. In diesem Zustand war es das verdächtigste Auto in ganz Spanien.

Als er sich ein wenig beruhigt hatte, klopfte er an die Tür.

Der Pfarrer öffnete. Er war wohl kurz eingenickt und schien verärgert darüber, gestört zu werden.

»Werter Molinero, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan. Ich bin gerade kurz ...«

»Keine Sorge, Vater, bleiben Sie hier, ruhen Sie sich aus! Ich kümmere mich um alles. Wir werden Ihre Geistesgegenwart in den Tagen, die kommen werden, noch brauchen.«

»Aber der Krieg! Die Nachrichten aus Madrid ...«

»Vater! Ich bitte Sie! Seien Sie unbesorgt, ich kümmere mich darum!«

Rogelio packte ihn am Arm. Er brauchte ihn nicht einmal richtig zu rütteln, er brauchte nur entschlossen zu wirken. Der Pfarrer war ihm ohnehin dankbar. Er schien viel von ihm zu halten und sich bei dieser Aufgabe nur zu gern auf ihn zu stützen.

»Ich bin wirklich erschöpft, Rogelio.«

»Ich bringe die Waffen ins Versteck und verteile sie an die Leute. Bei mir sind sie in guten Händen. Erholen Sie sich! Morgen ist ein wichtiger Tag.«

»Danke, Rogelio!«

»Nein, ich habe zu danken!«

Der Pfarrer sank benommen in einen Lehnstuhl. Auf dem Tischchen daneben lagen Autoschlüssel. Er gähnte mit halb geschlossenen Augen und zeigte mit zitternden Fingern auf die Schlüssel.

Rogelio nahm sie an sich.

Er setzte sich ins Auto, stieg noch einmal aus, um das Kriegsmaterial zu prüfen, holte tief Luft und schluckte. Dann stieg er ein, startete den Motor und fuhr in Richtung Wald davon. Mit dem Auto und den Waffen, in eine Zukunft, in der er gebrandmarkt sein würde. In seinem Rücken zwei Schatten: Boeza, das Dorf, in dem er geboren war, und Felipe Acuña, der Mann, den er verraten hatte.

Der heilige Antonio war der Schutzheilige des Dorfes. So erklärte es sich mit Leichtigkeit, dass ihr Gefährte beim Schafehüten diesen Namen trug. Saturnina, die andere Gefährtin, wusste nicht, warum sie so hieß. Namen schienen wichtig zu sein. Oder jedenfalls glaubten manche daran. Antonio war dreizehn, Saturnina elf. Aufgrund seines Alters war Antonio der unumstrittene Anführer. Sie waren entfernte Cousins, woran Consuelo aber nie dachte, denn im Dorf waren alle irgendwie miteinander verwandt.

Die Berge bildeten ein Labyrinth. Auch jeder Berg hatte einen Namen. La Gándara. Los Tornos. Antonio wusste, wie man sich in den Bergen gefahrlos bewegte, er hatte gelernt, sich anhand von Wind und Sonne zu orientieren. Und mithilfe seiner Nase. Er konnte riechen, was hinter der nächsten Wegbiegung wuchs. Und so auch bei Nacht wieder nach Hause finden. Um die Wölfe fernzuhalten, rieb er sich mit einer Knoblauchzehe Arme und Beine ein. Wölfe, sagte er, hassen Knoblauch. Und man durfte auch nicht zum zweithöchsten Gipfel sehen, weil dort angeblich der Tod lauerte. Und den, der es trotzdem tat, der hinsah, den holten die Wölfe.

Das alles lernten sie von Antonio. Und der hatte es von jemand anderem in den Bergen gelernt. Und so wurde das Wissen weitergegeben. Und niemand hinterfragte, warum ein einfacher Knoblauch ein Wolfsrudel fernhalten sollte.

Antonio hatte gehört, dass die Wölfe seit ein paar Tagen Menschenfleisch fraßen, nicht weit von hier. Das Fleisch der toten Menschen aus dem Krieg. Hier in der Gegend erzählte man sich, die Wölfe hätten sich angewöhnt, nach

dem überreichlich vorhandenen und leicht zugänglichen Futter zu suchen.

Eine Zeit lang hatte sich Consuelo jedes Mal mit Knoblauch eingerieben, bevor sie aus dem Haus ging. Dabei hasste sie Knoblauch. Er stank fürchterlich. Aber sie nahm ihn trotzdem. Manchmal, nicht oft, war Emiliano am Morgen noch da und bekam mit, wie sie losging, und bald roch er mehr, dass sie das Haus verlassen hatte, als dass er es sah. Er sagte nichts: Es ging nur seine Tochter und die Berge etwas an. Und wenn sie sich mit dem Knoblauch sicherer fühlte, sollte es Emiliano recht sein.